

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

36 (12.2.1927) Badische Kultur und Geschichte

Der Dichter der „Undine“

Zu Fouqués 150. Geburtstag am 12. Februar

Von Willi Veils

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué bietet ein typisches Beispiel für die Wandelbarkeit auch der überschwänglichsten Menschengunst. Die erstaunliche Fruchtbarkeit seiner unermüdbaren Feder hat keine lange Lebensdauer erreicht. Nur seine liebliche Märchendichtung „Undine“ lebt noch, mag sie auch ein gut Teil ihrer Lebenskraft der volkstümlichen Oper Vorhings zu verdanken haben. Und doch war Fouqué seinerzeit der gelehrteste Dichter. Für seine sittlichen, minniglichen Jungfrauen und für seine tugendhaften Ritter schwärmte jedes Frauenherz. Sein neuestes Werk wurde stets mit größter Spannung erwartet.

In der Normandie ragten die Trümmer der Burg La Motte Fouqués empor. Bis in die sagenhafte Normannenzzeit suchte der Dichter seine Vorfahren zurückzuführen. Als Erster verließ Karl de la Motte infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) Frankreich. Seine Witwe fand schützende Unterkunft in Deutschland. Einer ihrer Söhne stand bis zu seinem Tode im Freundschaftsverhältnis zu Friedrich II., der dann bei ihrem Entfalle dem späteren Dichter (geb. 12. Febr. 1777), väterliche übernahm. Nitterromantik und Waffenglanz beschäftigten früh die lebhafteste Phantasie des Knaben. Todesahnungen, hervorgerufen durch den Tod eines Bruders, überschatteten frühzeitig seine Seele und blieben fortan ein wesentlicher Bestandteil seines Lebens und Dichtens. Bereits zur Zeit seiner Konfirmation zog durch die Lektüre der Edda und Ossians der Geist der nordischen Sagenwelt in Kopf und Herz des Knaben ein. Der Schulunterricht konnte ihn wenig befriedigen; sich etwa das ganze Leben mit den Wissenschaften beschäftigen zu müssen, war ihm der furchtbarste Gedanke. Getreu der Familientradition und der eigenen Neigung wurde Fouqué Offizier. Nach kurzer militärischer Übung in Aßchersleben nahm er an dem Rheinfeldzug 1794 teil. Kriegerische Lorbeeren gab es zwar nicht, aber Fouqués Verlangen nach ritterlicher Betätigung hatte Befriedigung gefunden. Wie er selbst sagt, hatte sein weiches Herz im Busen und sein kriegerisch glühender Sinn sich zu gemeinsamem Handeln verbunden, so daß die ersehnte Folge eintrat: „Beifällig sah die Ahnen aus ihres Entfels Lauf“. Napoleons Kriegsrühm begeisterte den Nachkommen eines französischen Nittergeschlechtes. Fouqué sah sich schon im Geiste an Napoleons Seite Siege ersehnen. Nur die Liebe zu Karoline von Briest, seiner zweiten Gattin, hielt ihn zurück. Sein letzter Roman „Abfall und Buße oder die Seelenspiegel. Ein Roman aus der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts“ (1844) malt die Folgen aus, die sich aus der Verwirklichung dieser Versuchung ergeben hätten. Schon hatten erste Dichtungsversuche lebhaft eingesetzt. Lyrische Gedichte sowie dramatische und epische Versuche entstehen. Um nun über seinen Dichterberuf Klarheit zu finden, versuchte er das Urteil Goethes einzuholen. Goethe nahm den „recht wackeren jungen Mann“ freundlich auf, zu einem Gespräch über das beabsichtigte Thema aber kam es nicht. Im Anschluß an die Romantiker erwuchs auch in Fouqué eine Neigung zur katholischen Kirche. Schon dachte er an einen Übertritt. Da „stimmte sich die Außenwelt dagegen“. Bald nahmen die literarischen Arbeiten an Umfang und Wert zu. A. W. Schlegel war sein literarischer Berater und Lehrer. Seine strenge metrische Schulung und sein Hinweis auf spanische Vorbilder wurde wirksam. Zu diesem starken literarischen Einfluß gesellte sich ein ebenso starker religiöser, der für Fouqués Leben entscheidend blieb. Jakob Böhm's Schriften machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er zeitweilig sich als Schüler Böhm's bezeichnete. Eine tiefe Frömmigkeit wird fortan das charakteristische Merkmal seiner Schriften und Briefe: „Mir ist Christus ganz unbedingt eben das, wofür die Evangelisten ihn geben und als was die Erzväter ihn geahnt haben. Er ist mir Christus, der Geliebte von Ewigkeit her, der Menschgewordene, der Kreuzigte, der Auferstandene, der Richtende; Gott und mein Bruder zugleich.“ In einer schier unüberschaubaren Fülle strömte Fouqué seine dichterische Schöpfungskraft aus. Aus nordischer Heldensage, tiefem vaterländischem Gefühl und romantischer Einstellung erwuchs der eigentümliche Charakter der Dichtungen Fouqués. Wie trefflich er den Geist der Zeit verstand, bewies seine außerordentliche Beliebtheit. „Die Ehrerbietung, mit welcher mir hier die Jünglinge entgegenkommen, die freundliche Zutraulichkeit, deren mich Männer würdigen, die ich weit über mich stellen muß, endlich und zuletzt die Erscheinung, daß ich ordentlich Mode geworden bin“, wie er selber sagt, zeigt, wie sehr er überall gelesen und angehört wurde. Mit Stolz konnte er sich rühmen: „Die Buchhändler fangen an, eher nach mir zu fragen, als ich nach ihnen.“ Aus dieser Zeit seiner höchsten Anerkennung stammt ein interessantes Zeugnis über seine Persönlichkeit: „Sein Gesicht ist ungemein fein und zart, aber bräunlich. Seine Stimme ist ein sehr angenehmer Tenor. Er ist ungemein heiter

und witzig. Waffen und Waffenklang, Pferde und Hunde liebt er über alle Maßen; Wurfspieß und Pfeil hat er selbst. Alle männlichen Kraftübungen sind ihm ein hoher Genuß. Er ist ungemein weich. Sein Herz ist voll Glaube und Liebe zu Gott. Er ist mit einem Worte ein ganz herrlicher, hoher Mensch.“ Im Februar 1813 folgt Fouqué mit größter Begeisterung dem Ruf „An mein Volk!“ Noch konnte er die Schlacht bei Leipzig mitmachen. Da verhinderte ihn ein Unfall an einer weiteren Beteiligung. Eine große Freude machte ihm die Anerkennung seiner Dichtungen durch Goethe. Während des Feldzuges schuf Fouqué zahlreiche Kriegslieder, von denen das Lägerlied „Friede auf zum fröhlichen Jagen!“ am bekanntesten wurde. Da seine geschwächte Gesundheit auch weiterhin eine Beteiligung an den Kämpfen gegen Napoleon verbot, konnte er sich um so mehr der dichterischen Schöpfung widmen. Seine Stoffe aus Nitterromantik mit der gezeigten Nittern und den sittlichen Jungfrauen schienen unerlöschlich. Schon fiel der böse Tadel der Vielschreiber. In seiner Verjüngung in eine erträumte Vergangenheit hatte Fouqué den Zusammenhang mit der Gegenwart mit ihren ganz anderen Forderungen verloren. So ist das Urteil Goethes zu verstehen, daß „dieser Dichter sich zeitweilig mit altdeutschen Studien beschäftigte und daß am Ende keine Kultur für ihn daraus hervorgegangen“. In seinen letzten Werken nahm die religiöse Färbung noch zu. Auch die Not des Lebens blieb dem Günstling einer vergangenen Zeit nicht erspart. Seine Berufung durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin brachte nur für kurze Zeit die Wohlthat der königlichen Gunst. In Berlin starb er (23. Januar 1843).

Das außerordentlich umfangreiche literarische Werk Fouqués war schon vor dem Verfasser ins Grab gehunken. Eine schöpferische, dichterische Kraft war er nicht. Seine lyrischen Gedichte gehen auf Vorbilder der Zeit zurück. Eigentümlich ist die religiöse Grundstimmung, der Gedanke der Entsagung und der allgemein wehmütige Charakter. Todeslagen nehmen einen besonderen Raum ein; der gottlosen Wirklichkeit in der Gegenwart sind bittere Klagen gewidmet. Das Beste schuf Fouqué in seiner vaterländischen Lyrik. Es bedurfte aber auch hier erst des Einflusses Körners. So zählt Fouqué heute unter die sog. Freiheitsdichter, ohne aber die begeisterte Kraft eines Arndt oder auch Körners zu besitzen.

Fouqués Hauptbedeutung liegt auf epischem und dramatischem Gebiet. Schon auf den Knaben hatten die nordischen Heldensagen tiefen Eindruck gemacht. Eines seiner ersten Werke, „Siegfried in der Schmiebe“, zog die Aufmerksamkeit A. W. Schlegels auf ihn. Auf dessen Anregung machte er eingehende Studien auf dem Gebiet der nordischen Sagen. Sein Ziel, die nordische Fassung der Nibelungensage dramatisch darzustellen, erreichte er in seiner Trilogie „Der Held des Nordens“. In seinen 3 Teilen: „Sigurd der Schlagentöter“, „Sigurds Rache“ und „Aslaugas“ erschien das Werk 1810. Sigurds (Siegfrieds) Geschichte von der Kindheit bis zur Verbrennung Sigurds und Brynhildurs auf dem Scheiterhaufen bildet den Inhalt des ersten Teils. Der zweite enthält Gudrunas (Kriemhildes) Rache um den ermordeten Gatten. Aslaugas, der Tochter Sigurds und Brynhildurs, Geschick ist der Inhalt des letzten Teils. Entsprechend dem Charakter der nordischen Prägung hat der Dichter seine Handlung in großen, wuchtigen Linien durchgeführt. Seine Gestalten sind vortrefflich charakterisiert, vor allem Hagen. Der Schluß des „Sigurd“ erinnert in seiner dramatischen Größe an Shakespeares. Die beiden letzten Teile bilden mit ihren morddurchstobten Szenen des zweiten Teils und der außerordentlich zarten Gestalt Aslaugas wirkungsvolle Gegenstücke. Wie die Zeitgenossen bereits begeisterte Urteile über das Werk fällten, so hat die Dichtung auch heute noch einen Wert behalten. In der Reihe der Nibelungendichtungen von Hans Sachs bis Richard Wagner nimmt Fouqués Werk eine besondere Stellung ein, da hier zum erstenmale die nordischen Quellen benutzt sind.

Von Fouqués epischen Werken sind heute noch ansprechend nur noch „Undine“, „Der Zauberling“ und „Sinttram und seine Gefährten“. Zur Zeit der Befreiungskriege wurde kaum ein Roman mehr gelesen als „Der Zauberling“. Deutschland sollte als die eigentliche Heimat des Nittertums dargestellt werden; der Nitter Volk von Mohtfaun, der Typ wahrer Nitterlichkeit, sollte ein Ahnherr des Dichters sein.

„Den christlichen Nitter, der, gewappnet mit dem Glauben, sich nicht fürchtet vor Tod und Teufel“ stellt Fouqué als Deutung des bekannten Bildes von Dürer „Nitter, Tod und Teufel“ dar in dem Roman „Sinttram und seine Gefährten“. Die von Dürer dargestellte Szene bildet den Höhepunkt des Romans. Das einzige Werk Fouqués, das heute wahrhaft noch lebt, ist seine phantastische Märchendichtung „Undine“. Die Schrift des Theophrastus Paracelsus über die Naturgeister war die Quelle. Es ist die Sage von der Verbindung von Mensch und Nymphe, wie sie in der „Historie von der Nymphe im Stauffenberg“ und in der „Schönen Me-

lusine“ behandelt ist. Der Zweck dieser Verbindung ist der Besitz einer Seele für den seelenlosen Wassergeist. Nie hat Fouqué eine solche Dichterkraft bejessen wie in dieser lieblichen Verkörperung der fließenden Welle zu märchenhaften Königstochter. Schön gelang dem Dichter die Charakterisierung der verkörperten Lieblichkeit in Undine; eine vortreffliche Gestalt ist Kühleborn, während der Nitter Suldbrand die verkörperte Gutmütigkeit ist, der weder kalt noch heiß ist. Die Schilderung der Umwelt in dem alten Fischerhause und vor allem die Märchenromantik des Waldes sind dichterische Brachtstücke. Bewundernd priesen die Zeitgenossen das Werk. „Welch ein wunderliebliches Gedicht ist die „Undine?“ urteilt Heine. „Dieses Gedicht ist selbst ein Kitz; der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen düfteten, und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen düfteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es: „Undine“. „Der Dichter selbst fühlte, daß er sein Bestes geschaffen hatte. Ihm ist „Undine“ die Liebesblüte meiner gottbeschiedenen Muse“. E. Th. N. Hoffmann komponierte als erster den von Fouqué selbst bearbeiteten Text zu einer Oper. Vorhings beliebte Owen hat den Undinenstoff in die weitesten Kreise getragen. Schwinds und Grillparzers Melusine, Hauptmanns Rautendelein beweisen das Fortleben der größten Schöpfung Fouqués.

Die Sprache des Volkes in ihrer Gestaltungskraft und bildlichen Malerei

Von W. Sigmund

Gleich einer rhythmisch wiederkehrenden Melodie dringen aus den Werkstätten der Handwerker oder den Gebäuden sonstiger Gewerbe taktmäßige Geräusche an unser Ohr, bald stärker, bald schwächer in den einzelnen Akzenten. Anfangs unbeobachtet von dem Vorübergehenden, setzen sich solche in gewissen Zeiträumen folgenden Schläge so eindringlich in unserem Gehör fest, daß wir uns vergeblich dagegen sträuben, sie wieder los zu werden. Noch lange verfolgt uns der Rhythmus, wenn wir die Werkstatt längst im Rücken haben, immer wieder glauben wir ihn zu vernehmen, auch wenn er längst aufgehört hat, und ohne es zu wissen, summen wir mit oder legen dem taktmäßigen Riede passende Worte unter.

Langjährige Gewohnheit befähigt uns dazu. Auf die tagtäglich wiederkehrende Melodie eines Instruments macht sich der Mensch Reime. Den besten Beweis hiezu geben uns die Signale unseres früheren Heeres, die in allen Variationen ihre Verfertiger gefunden haben. So singt der Soldat auf das Signal des preussischen Zapfenstreichs:

Puht mir nicht mit Hammer Schlag,
Puht mir nicht mit Sand!
Mit Kreide, mit Kreide!
Sonst kommt der Herr Sergeant.

Andererseits unser österreichischer Landsmann. Dort heißt es:

Geh't's ham, geh't's ham, ihr Lumpenhund,
Ihr freßt dem Kaiser's Brot umsonst!
Geh't's ham! Geh't's ham! Geh't's ham!

Oder wenn's bläht:

Die erst' Kompagnie hat große Leut!
Die zweite, die hat auch davon,
Aber die dritt! Aber die dritt! Aber die dritt!

So haben alle militärischen Signale ihre Sprüchelein, die dem Soldaten die Bedeutung erleichtern. Nun stellen aber die Töne der Trompete und aller Musikinstrumente Schallwellen dar mit ganz genauen Schwingungszahlen, entsprechend der Höhe oder Tiefe des Tones; dadurch unterscheiden sie sich vom Geräusch mit seinen unregelmäßigen und unvollkommenen Schwingungen. Aber auch bei Schallercheinungen, die vielleicht durch Maschinen erzeugt, eine Art Musik in rhythmischer Weise darstellen, hat sich der menschliche Geist Reime zurecht gelegt, die in treffender Weise das Gehörte im Takt wiedergeben und die Tätigkeit charakterisieren. So sprechen wir vom geschwätzigen Bäcklein, dessen Wurmeln und Plaudern mit der Unterhaltung zweier Menschen auffallende Ähnlichkeit besitzt.

Anderes beim Mühlenrad, das sich durch die Schwere oder Schnelligkeit des Wassers dreht. Im immerkehrenden Gleichmaß wiederholt sich hier das Geräusch. Nach der Schneeschmelze oder nach heftigen Regengüssen plaudert das Mühlenrad ganz lebhaft und schnell und verrät alle Schlechtigkeiten des Müllers: Da plappert es:

Stiehl tapfer, stiehl tapfer!
Drei Sechstel vom Ähnel!

Bei niedrigem Wasserstand aber läuft das Rad langsam und fromm und predigt dem Müller Müßigkeit gegen die Armen. Das Volk hat sich das Verslein drauf gemacht:

Es ist ein armer Mann draus.
Gebt'm was! Gebt'm was!

An anderen Orten haben die Einwohner dem großen, langsam sich drehenden Rad die Worte untergelegt:

's ist e Dieb do! 's ist e Dieb do!

Worauf die quieschenden Räder erregt fragen:

Wer ist es? Wer ist es?

Und die kleineren Räder geben Antwort:

Der Müller! Der Müller!

Die Wasserkraft der Mühle hat die deutsche Sprache in ganz andere, fernliegende Gebiete übertragen. Wenn wir von jemand sagen wollen, daß er alle Vorteile für sich auszunutzen weiß, sagen wir: „Er richtet alle Wasser auf seine Mühle!“. Mit dem Ausdruck „Das ist Wasser auf seine Mühle!“ verbinden wir nur die Anschauung einer einzigen bekannenden Tat, die dem Gegner das „Genick brechen“ kann. „Er hat Oberwasser“, „er ist oben auf“, kündigt die Stärke des Angriffs an. Auch dieses Bild ist vom Wasser der Mühle abgenommen. Bekanntlich vermag das von oben her auf das Wasserrad fallende Wasser eine weit größere Kraft zu entfalten, als das unterflächliche (= von unten her schlagende Wasser) Rad. Beim oberflächlichen Rad wirken Fallkraft und Gewicht des Wassers vereint.

Um beim Wasser zu bleiben, sei das Wort angeführt: „Er kann ihm nicht einmal das Wasser reichen!“ Damit will man von jemanden sagen, daß sein Verstand, seine Veranlagung, seine Leistungen weit unter den des anderen stehen. Das Bild selbst rührt von alten Tischfüßen her; früher wusch man sich die Hände vor der Mahlzeit, indem ein Diener das Waschgefäß hielt und Wasser über die Hände des Gastes goß. Das Sprichwort sagt also: „Er steht so tief unter ihm, daß er ihm nicht einmal bei Tische bedienen darf.“ In gleicher Weise ist das Wort des Evangelisten Johannes zu deuten: „Ich bin nicht würdig, ihm die Riemen seiner Schuhe aufzulösen.“

Zu dem Bilde „leeres Stroh dreschen“ sehen wir eine wertlose, unnütze Arbeit verrichten. „Sich aufs hohe Ross setzen“, stammt aus der Ritterzeit. Als Reispferd diente ein gewöhnliches Läuferpferd. Erst bei festlichen Anlässen bestieg der Ritter sein stolzes Pferd und trug dazu die ansehnlichste Rüstung. Ähnlich: „Er will immer auf den höchsten Gaul“. Dann muß dieser aber „gut beschlagen sein“, er darf „nicht vernagelt“ sein. Darum „besser zum Schmied, als zum Schmiedle“ oder „vor die rechte Schmiede gehen“.

Übertragen auf die menschliche Gesellschaft verlangen wir von einem, der etwas unternehmen, etwas beginnen will, daß er ein Meister seines Fachs ist, rasch und sicher im Entschluß, zuverlässig und bekannt als bester Lieferant oder Handwerker.

Für den Ausdruck „einem hart zu Leibe rücken“ gebraucht Luther die Form „einem weiblich in die Guse traben“ oder „einem in die Eisen legen“. Die Form der Verfolgung durch den Reiter auf dem Pferd ist hier bildlich auf einen Menschen übertragen, dem wir mit allen möglichen Beweismitteln „die Hufeisen abreißen“, d. h. seines Amtes entsetzen wollen. Eine nicht mehr gebräuchliche alte Form, um auszudrücken, daß ein Mädchen vor der Hochzeit ein Kind zur Laube bringen muß, ist: „sie hat ein Hufeisen verloren“. Die Erklärung hängt mit der obigen zusammen.

Wenn wir sagen, „er weiß sein Schäschen zu scheren“, „seinen Schnitt machen“, „mit fremdem Kalbe pflügen“, sind wir des Sinnes dieser Worte voll bewußt. „Er hat es dann schlau eingefädelt“ oder „er hat zwei Eisen im Feuer gehabt“, „er hat sich nicht über den Köffel barbiert lassen“. Dieser letzte Ausdruck versetzt uns zurück in die Zeit, als der vielgenannte, in den Witzblättern so oft erscheinende Dorfbarbiert mit den mangelhaften Instrumenten seines Amtes waltete und den alten Bauern einen Köffel in den Mund unter die eingefaltene Wange steckte, um so über der künstlich erzeugten Rundung die widerspenstigen Stoppeln leichter abtragen zu können. Einem „der sich nicht über den Köffel barbieren läßt“, kann man keine Läuse bormachen; denn „er paßt auf wie ein Hestelmacher“, damit er „nicht dahinten muß wie ein Lohgerber, dem die Felle davongeschwommen sind“. Ehe die maschinenmäßige Herstellung der Saken und Nadeln einsetzte, sorgte der „Hestelmacher“ für die Herstellung dieser „diffizilen“ Arbeit. Wer so aufpaßt in seinem Geschäft wie ein Hestelmacher, dem „geht nichts durch die Lappen“. Meistens „hat er vorher schon auf den Busch geklopft“ oder „Wind von der Sache bekommen“, dann „tut er einen guten Zug“. Man merkt sofort, daß diese Bilder aus der Jägersprache entlehnt sind, wo die Treiber mit Stöcken auf den Busch klopfen müssen, damit das darin versteckte Wild zum Verlassen seines Schlupfwinkels veranlaßt wird, und wenn das Wild „Wind“ bekommen hat, d. h. den Jäger riecht, dann sucht es zu entkommen; aber vor den an Seiten aufgehängten Lappen bekommt es Furcht, es scheut, springt zurück und wird des Jägers Beute. Übertragen auf das menschliche Leben verstehen wir darunter den umsichtigen Geschäftsmann, der Augen und Ohren offen hat, da und dort, aber rechtzeitig anklopft, um den Abschluß eines in Aussicht stehenden gewinnbringenden Auftrags in die Wege zu leiten, ehe ein „anderer Wind davon bekommen hat“. Erfährt es die „Konkurrenz“, dann ist diese natürlich „außer Rand und Band“. Auch hier ist diese natürlich „außer Rand und Band“. Auch hier ist diese natürlich „außer Rand und Band“. Auch hier ist diese natürlich „außer Rand und Band“.

Man merkt sofort, daß diese Bilder aus der Jägersprache entlehnt sind, wo die Treiber mit Stöcken auf den Busch klopfen müssen, damit das darin versteckte Wild zum Verlassen seines Schlupfwinkels veranlaßt wird, und wenn das Wild „Wind“ bekommen hat, d. h. den Jäger riecht, dann sucht es zu entkommen; aber vor den an Seiten aufgehängten Lappen bekommt es Furcht, es scheut, springt zurück und wird des Jägers Beute. Übertragen auf das menschliche Leben verstehen wir darunter den umsichtigen Geschäftsmann, der Augen und Ohren offen hat, da und dort, aber rechtzeitig anklopft, um den Abschluß eines in Aussicht stehenden gewinnbringenden Auftrags in die Wege zu leiten, ehe ein „anderer Wind davon bekommen hat“. Erfährt es die „Konkurrenz“, dann ist diese natürlich „außer Rand und Band“. Auch hier ist diese natürlich „außer Rand und Band“. Auch hier ist diese natürlich „außer Rand und Band“.

liberal treffen wir auf bildliche Redensarten, entnommen aus anderen Gebieten. „Da hat endlich „einer angebissen“, sprechen wir, wenn eine alte Jungfer sich verlobt hat. Sie hat lange genug „den Röder ausgeworfen“, bis endlich „einer ins Garn gegangen ist“. Wenn er auch „mit allen Hunden gehebt“ ist, so ist „er dennoch auf den Leim gegangen“; sie ist ihm „auf Schritt und Tritt „nachgestellt“, bis er in die Falle gegangen ist.“ Jetzt muß er „nach ihrer Weise tanzen“, was ihm zwar „nicht in seinen Kram paßt“. Die Hauptsache ist: „sie ist unter die Haube gebracht“. Die Haube war früher als Kopfbedeckung nur der Frau vorbehalten und wurde der Neuwahlten am Hochzeitsabend feierlich überreicht und aufgesetzt. Nun zeigte sich, wer „unter den Pantoffel kam“, er oder sie. Es war nämlich früher Sitte, daß der Bräutigam der Braut vor der Eheheiratung ein Paar Schuhe schenkte; damit trat sie nach altem Recht unter seine Gewalt. Der Schuh wurde zum Sinnbild der Herrschaft in der Ehe. Reicht aber die Frau die Herrschaft im Hause an sich, „hat sie die Hosen“ an, dann kommt er unter den Pantoffel. Wird es aber den Dorfbewohnern zu arg, so daß sich die anderen Männer ihres Geschlechts schämen müssen, dann „steigen sie ihr auf das Dach“, ein Brauch aus alten Zeiten, und decken das ganze Dach ab, zu Schimpf und Schande für alle beide, für die böse Kantippe aber zur Mahnung, daß ein strengeres Volksgesetz nicht ausbleiben werde, wenn sie ihrem Manne gegenüber kein besseres Betragen zeige. Wie oft hat dieser Chemann nicht geseufzt: „Ach hätte sie mir doch einen Korb gegeben, als ich um sie anhielt.“ Dies war früher kein bildlicher Ausdruck wie heute; nein, die Damen, welche einen Freier abweisen wollten, ließen diesem durch ihre Bote einen Korb überreichen oder überbringen. Da wußte er schon, „wie viel Uhr es geschlagen“. Manche Jungfrau hatte ihren Verehrer zu lange „zum Narren gehalten“.

Ein so Genarrter und Gefoppter stand dann da „wie eine gefindete Rille“ und „er hatte doch Häuser auf sie gebaut“. Lange hatte er „sich den Drei uns Maul schmierern lassen“; jetzt hatte „sie ihm heimgeleuchtet“ und gerufen: „Du kannst dich heimgehen lassen“. Doch sie wird „auf dem Holzweg sein“, wenn sie glaubt, daß „er um gut Wetter bittet“. Hatte er ihr nicht oft genug „die Kastanien aus dem Feuer geholt“? Er „wird jetzt andere Saiten aufziehen“ und „den Stier bei den Hörnern fassen“; dann wollen wir sehen, ob die Falsche „nicht zu Kreuze kriecht“. Dann wird sie wie „auf Kohlen sitzen“, wenn er „der Löwe des Tags sein“ und „den Ton angeben wird“. „Er wird ihr die Farbe abreißen“, „streich von der Leber weg reden“, „ihr den Marsch blasen und den Kopf waschen“, daß sie dastehet „wie ein begoffener Ridel“. „Wurst wieder Wurst“. Doch: jetzt „Schwamm drüber!“

Asthma

Von Sanitätsrat Dr. R. Karsten.

Wenn man von Asthma spricht, so meint man jenes Asthma, für das man keine oder, um mich vorsichtiger auszudrücken, bisher keine Ursache fand und das man auch, und mit gewissem Recht, wie wir sehen werden, als nervöses Asthma bezeichnet. Man meint nicht jene Asthmaarten, die aus organischen Erkrankungen des Herzens, der Lungen, der Atmungswege überhaupt sich herleiten, bei Zückerkrankheiten, bei Arterienverkalkung, bei Vergrößerung der Thyreusdrüse etc. vorkommen, also nicht jene Fälle von Asthma, die Folge einer Krankheit sind, sondern dasjenige Asthma, dessen einziges Symptom Asthma, d. h. Atemnot ist.

Der Asthmaanfall besteht darin, daß der Kranke, ohne erkennbare Veranlassung, meist in der Nacht, plötzlich Beklemmungen bekommt, das Gefühl hat, nicht mehr ausreichend atmen zu können. Die Brust ist wie „zugeknüpft“, es „pfeift“ auf der Brust; er atmet mit großer Anstrengung, unter Zuhilfenahme aller dafür verfügbaren Muskeln, mit hochgezogenen Schultern. Kalter Schweiß bricht aus, der ganze Körper arbeitet mit, die Atmung ist oberflächlich. Das dauert wenige Minuten bis zu Stunden.

Ein Teil der Kranken ist in der Zwischenzeit gesund, bei einem anderen aber stellt der Anfall nur die Verschärfung eines auch in der Zwischenzeit nicht normalen Zustandes dar.

Um das Zustandekommen zu verstehen, wollen wir uns einen Augenblick mit den anatomischen Verhältnissen der Lunge beschäftigen. Die Luftröhre, die ja die Fortsetzung des Kehlkopfes ist, teilt sich baumartig verzweigend, in immer kleinere Zweige, die Bronchien, diese setzen sich in noch kleinere, die Bronchiolen, fort und gehen in die Lungenbläschen, die Alveolen, über. Solcher Alveolen sind etwa 300 bis 400 Millionen vorhanden; durch diese ungeheure Ausdehnung wird eine ausgiebige Aufnahme von Sauerstoff gewährleistet.

Im Anfall besteht nun meistens ein Krampf der Bronchien, wodurch die in den Alveolen vorhandene Luft verhindert wird, abzufließen. Je mehr dann der Asthmatische preßt und drängt, um die Luft herauszutreiben, um so mehr dehnen sich die Alveolen und füllen den Brustkorb. Der Kranke bekommt nun zwar Luft hinein, aber die alte nicht genügend heraus. Dazu kommt ferner vermehrte Absonderung und Blutfülle in den Bronchien, was wiederum den Abzug der Luft hindert.

Die Ursache des Leidens war lange unklar. Man sah wohl, daß es sich überwiegend um Personen nervöser Veranlagung handelte (daher der Name nervöses Asthma), daß in der Familie vielfach Nervenleiden, Epilepsie, Migränen vorkamen, daß sie als Kinder an Hautausschlägen gelitten, als Erwachsene noch die Neigung zu solchen Störungen zeigten. Man bemerkte, daß manche nach Genuss von Erdbeeren oder Krebsen Nesselrucht, daß andere nach Einatmung von Staub

und Mehl, das Normalen nichts ausmachte, Asthmaanfalle bekamen. Aber erst die neueste Forschung hat all dies auf eine gesicherte Grundlage gestellt.

Man nimmt heute an, daß bestimmte Stoffe, die normale Menschen unberührt lassen, für dazu disponierte giftig sind. Wir wissen vom Heuschrecken, daß die Pollenkörper bestimmter Gräser Heuschnupfen auslösen. Es sind überhaupt die verschiedenartigsten Stoffe, Allergene nennt man sie, gegen die manche Personen überempfindlich sind, eine Abneigung (Idiosyncrasie), einen Widerwillen haben, eine Reaktion zeigen. Wie die Graspollen-Allergene den Heuschrecken auslösen, so entsteht Asthma durch bestimmte Nahrungsmittel (Fleischwaren, Fische, Eier, Käse, Hülsenfrüchte, Milch, Obst etc.), weiter durch Haustiere (Pferde, Katzen, Schafe, Geflügel), durch bestimmte Arzneien (Speccuanha [Weichholz], Jod, Arsen, Aspirin etc.) und schließlich durch das Klima.

Jahreszeiten alte Asthmaleiden konnten durch Entfernung der Hausställe, durch Wechsel des Berufs bei Landwirten, die viel mit Pferden zu tun hatten, geheilt werden.

Veränderung des Wohnorts brachte anderen Heilung. Es gibt Gegenden, in denen es viele, und andere (Hochgebirge, Sandboden), in denen es wenige Asthmatische gibt. — Oft schwinden die Anfälle, wenn der Patient in eine Klimatour kommt oder dort wenigstens schläft; das wird dadurch bedingt, daß im Hause Allergene im Fußboden, in den Matratzen, in den Betten sind, in der Klimatour infolge der regelmäßigen Desinfektion fehlen. Bestimmte Pilze sind die Ursache oder kleine Milben, kleine Insekten im Stroh, Hafer, Heu etc.

Man hat in Klammern allergenfreie Kammern hergestellt, in denen sich die Kranken wenigstens nachts aufhalten; hat auch in Privathäusern sie dadurch erzeugt, daß man die Luft für die Kammer durch ein Rohr ansaugt, das 10 Meter über das Dach des Hauses hinaustragt. Es genügt, die Nachmittags- oder Nachstunden in diesen Kammern zu verbringen. — Einen Erfolg kann man dem Kranken schaffen, wenn man in seinem Schlafzimmer die peinlichste Sauberkeit und Staubhygiene wahren läßt.

Das Wichtigste ist natürlich, das auslösende Allergen festzustellen, und hat man es gefunden, was nicht immer leicht ist, es fern zu halten. Oft ist also, wie schon oben angedeutet, Berufswechsel erforderlich; in anderen Fällen genügt Wechsel des Schlafzimmers oder schon der Betten; in wieder anderen hilft Klimawechsel.

Man schätzt 95 Prozent aller Asthmatische als allergische Kranke, d. h. also, um es zu wiederholen, als Personen, die gegen bestimmte Stoffe überempfindlich sind, für die normale Menschen unempfindlich sind. Das Klima beeinflusst 90 Prozent; der Rest kommt auf die anderen Ursachen. In Niederungen sammeln sich besonders in Häusern die Klimaallergene an, die Produkte pflanzlicher oder tierischer Mikroorganismen sind; im Hochgebirge sind sie weniger zahlreich, daher dessen günstiger Einfluß.

Bei Nahrungsalergie sucht man durch Probekost den Asthmaanfall auslösende Agens zu finden. Wie ist es ein einzelnes Nahrungsmittel, stets eine Gruppe.

Die Amerikaner suchen präventiv vorzugehen, indem sie stark verdünnte Auszüge (Extrakte) der verschiedenen Allergene in die Haut spritzen. Die Methode läßt häufig im Stich.

In einer Reihe von Fällen findet sich kein Anhaltspunkt für die Überempfindlichkeit. In diesen, also wirklich nervösen Fällen, handelt es sich um Störungen im sog. vegetativen Nervensystem des Vagus- und Sympathicusnerven, also in jenem Nervensystem, das, dem Willensseinfluß entzogen, die Eingeweide, die Blutgefäße, die Drüsen etc. versorgt. Zwischen den Formen des Asthma gibt es natürlich Übergänge.

Was die sonstige Behandlung anlangt, so wendet man mit Erfolg Schwitzkuren (elektrische Bäder), auch Nüchternheitskuren, manchmal mit sehr gutem Erfolge, des ferneren Strychnin und Phosphor an. In Medikamenten gebraucht man Jod, Atropin und Kaff. Im Anfall selbst vor allem Adrenalin, das Nebenriemenprodukt, oder Asthmolin. Kein Morphin oder Kokain, die, dann häufig verwendet, sehr leicht zum Morphinismus bzw. Cocainismus führen!

Einatmungsmittel, die gewisse Erfolge seit altersher haben, sind: Dämpfe von Salpeterpapier und Stachysblättern (Stramonium). Sie sind der Hauptinhalt aller der Räucherpulver, Rauchtabelle, Asthmagarten.

Knoblauch als Heilmittel

Dieses Zwiebelgewächs von scharf süßlichem Geschmack und eigentümlichem, unangenehmem Geruch war schon im Altertum, bei den Ägyptern, den Griechen und Römern als Speisewürze bekannt, ist heute noch in den südlicheren Ländern Europas, in der polnischen und russischen Küche beliebt. Wir verzichten im allgemeinen, des den meisten recht unsympathischen Geruchs wegen, auf seinen Gebrauch und benutzen den Knoblauch, wenn überhaupt, nur vorsichtig und in kleinsten Mengen.

In manchen Gegenden gilt der Knoblauch als Heilmittel. In reichlicher Menge scheint er gut den Darm zu desinfizieren, die im Darm zu Millionen lebenden Bazillen umzustimmen, für den Körper günstig zu beeinflussen. Bekannt ist, daß man Knoblauch als Eingießungen gegen die Fadenwürmer (Oxyuren) mit gutem Erfolge anwendet. — Auch als Volksmittel gegen Überverfälschung gilt er. Dr. Schleginger berichtet in der „Wien. med. Wochenschr.“ von einem 64 Jahre alten, an Arteriosklerose Leidenden, der gegen seine, jeder Behandlung trotzen Beschwerden eine Knoblauchkur unternahm, mit glänzendem Erfolge, wobei ihm nur die unangenehmen Nebenwirkungen des Knoblauchs störten, der penetrante Geruch, der ihn gesellschaftlich fast unmöglich machte, das Aufstoßen, Magenbreunen usw. Der Verfasser hat dann weiter gute Erfahrungen mit der Verwendung des Knoblauchs gemacht, wobei er sich allerdings eines aus der Pflanze hergestellten Präparats bediente, das nicht mehr den durchdringenden Geruch und Geschmack des Knoblauchs hat und gut vertragen wird, des Alliatin (von Allium sativum, wie der lateinische und wissenschaftliche Name des Knoblauchs ist). Gerade in Fällen von Überverfälschung mit hohem Blutdruck hat es günstig gewirkt. Weitere Erfahrungen, experimentelle und klinische Untersuchungen werden nötig sein, die Verwendungsmöglichkeiten des Mittels, die Ursache und Grenzen seiner Wirkung aufzuklären.

Dr. M.